



Die Geramb Rose 2008 - Auszeichnung für Gutes Bauen

Die „Geramb Rose“ als Auszeichnung für gutes Bauen ist eine Auszeichnung, die erstmals im Erzherzog-Johann-Jahr 1959 gewidmet und mit der eine Anzahl von besonderen Bauleistungen ausgezeichnet wurde. Diese Auszeichnung ist damals als Viktor Geramb Dankzeichen im Gedenken an Hofrat Univ.-Prof. Dr. Viktor Geramb benannt worden, der Gründungsmitglied und durch Jahrzehnte verdienstvoller Präsident des Vereins Heimatschutz in Steiermark war.

Die „Geramb Rose“ (bzw. vormals „Geramb-Dankzeichen für gutes Bauen“) wird ab 1981, dem Jahr der Ortsbildpflege und -gestaltung in der Steiermark vom Verein „Heimatschutz in der Steiermark“ wieder herausgebracht und verliehen. Dieser Verein wurde 2002 in Verein „BauKultur Steiermark“ umbenannt.

Die Geramb Rose als Auszeichnung für gutes Bauen wird für Leistungen verliehen, die der Erhaltung oder Schaffung einer qualitätsvollen Baukultur dienen.

„Bauen“ umfasst dabei alle jene Maßnahmen, bei denen – unabhängig vom Fachbereich, dem Ausmaß oder einer bestimmten Zweckbestimmung des Bauwerks – durch materielle Veränderungen neue Zustände geschaffen werden. Darunter sind auch solche Maßnahmen zu verstehen, durch die nachteilig veränderte Zustände wieder in ihre ursprüngliche Form zurückgeführt werden.

„Qualität“ ist in einer möglichst weiten Begriffsauslegung als die Erfüllung umfassender Erwartungen in funktioneller, sozialer, künstlerischer, historischer, ökologischer und ökonomischer Hinsicht und in der notwendigen Polarität zwischen Bewahrung und Veränderung zu verstehen.

„Baukultur“ umfasst in diesem Begriffsverständnis die Summe menschlicher Leistungen des Gebrauchs, der Modulation oder Veränderung einer jeweils vorgefundenen natürlichen oder gebauten Umwelt.

Die Baukultur einer bestimmten Zeit ist somit ein integraler Teil und ihr Qualitätsgehalt ist eine direkte Folge der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung und eines sich permanent wandelnden Gestaltverständnisses. Baukultur ist im Kraftfeld wechselweiser Beziehungen also nur als ein Teil menschlichen Kulturschaffens im weitesten Sinn zu verstehen. Die Qualitätserhöhung der gebauten Umwelt des Menschen ist ein Beitrag zur Erhöhung der allgemeinen Lebensqualität.

Neben der Verleihung der Geramb Rose an herausragende Bauleistungen hat sich der Verein BauKultur Steiermark folgende Schwerpunkte in seiner Vereinstätigkeit gesetzt:

1. UMFASSENDE BEWUSSTSEINSBILDUNG

Neue Wege der Information, Wertevermittlung und Akzeptanzerhöhung zur Baukultur sind zu erproben und zu verbessern

2. AKTIVE BAUBERATUNG – bis zu INNOVATIONSPROJEKTEN

Organisation der regionalen Beratung bis zur Unterstützung von zukunftsweisenden Lösungsansätzen

3. MARKENSETZUNG

„REGIONALE ARCHITEKTUR STEIERMARK“

Information-Motivation-Dokumentation bis zum Marketing neu organisierter Dienstleistungen

4. QUALIFIZIERUNG in BAUKULTURELLEN FRAGEN

Aus der Geschichte über Gegenwartsprobleme: Anforderungsprofile und Organisationshilfe zur praxisorientierten Weiterbildung anbieten!

5. VERNETZUNG DER BETEILIGTEN

wie Bauherrn, Architekten, Kammern, Bauinnung, TU-Graz, Bundesdenkmalamt, Haus der Architektur, ZT-Forum, Forum Stadtpark u.a.m.
vom kulturpolitischen bis in den wirtschaftspolitischen Bereich!

Im letzten Jahr hat sich der Verein ein weiteres sehr ambitioniertes Ziel gesetzt und neben einem längst fälligen Internetauftritt in Form einer Website- unter Einbindung der Plattform Regionale Baukultur- auch die grafische Zusammenführung der beiden Logos, das des Vereins und das der Geramb Rose, beschlossen. Für die Ausarbeitung aller Teile des neuen Erscheinungsbildes war die Firma adm - Orhan Kipcak beauftragt.

Im Zuge der heurigen Festveranstaltung am 27. Juni 2008 im Musikheim St. Johann im Saggautal werden 7 hervorragende Projekte mit der Geramb Rose ausgezeichnet und eine weitere Geramb Rose ergeht - wieder einmal - an einen sogenannten „Klassiker“.



Ausgezeichnete Projekte 2008

Eingereichte Objekte: 70

Beurteilungskommission: Ass. Prof. Arch. DI Dr. Uli Tischler (Vorsitz)

Arch. DI Susanne Fritzer

Mag. Elke Krasny

Arch. DI Alfred Boric

DI Dr. Birgit Magdalena Skerbetz

DI Hans-Christian Hofmann

Projektbeschreibungen: Mag. Elke Krasny, Wien

Projektbeschreibung Klassiker: Ass. Prof. Arch. DI Dr. Uli Tischler, Graz

Fotos: DI Wolfgang Retter, Lienz



Bestattungszentrum Voitsberg

Planung: ARGE Heil Hoinkes Federspiel ZT GmbH, Acham ZT GmbH, Graz
Fertigstellung 2007

Das Bestattungszentrum Voitsberg ist auf die Hauptachsen der Friedhöfe Voitsberg und Bärnbach ausgerichtet. Um dem Ritual der Trauer Rechnung tragen zu können, gibt es mit den Aufbahrungskojen einen Teil des Bestattungszentrums, der öffentlich zugänglich ist und das Abschiednehmen von den aufgebahrten Toten nach individuellem Zeitrhythmus ohne vorherige Anmeldung ermöglicht.

Die zwei unterschiedlichen Seiten des Bestattungszentrums, Aufbahrung und Verabschiedung, und Wirtschaftstrakt mit Verwaltung, wurden so miteinander verbunden, dass die logistischen Abläufe der Begräbniszeremonie reibungslos ineinander greifen können.

Der langgestreckte, niedrige Baukörper ist durch zwei Höfe gegliedert, zum einen der an der Rückseite des Gebäudes liegende Wirtschaftshof, zum anderen der vor dem Verbindungsgang zwischen Aufbahrungskojen und Zeremonienhalle liegende Ruhehof. Aufbahrungsbereich und Zeremonienhalle haben einen gemeinsamen, überdachten Vorplatz. So ergibt sich zwischen Aufbahrungssituation und Zeremonienhalle ein Weg, für das Totenverabschiedungszeremoniell.

Die geringe Gebäudehöhe ordnet die Architektur ihrer Bedeutung unter und setzt weder auf große Gesten noch expressive Emotionen, sondern auf einen hinter sich selbst zurücktretenden Raum für die Rituale der Verabschiedung von den Toten.

Die Aufbahrungskojen mit ihrer Höhe von 2,15 m und ihre durch Samtvorhänge zu schaffenden Abgrenzung sorgen für einen geborgenen, vollen Raum, der die Besucher gut aufnimmt. Meditative Zurückhaltung und Schlichtheit des Materials und Kargheit der Ausstattung erzeugen die konzentrierte und betont helle, erdige Anmutung. Differenzierte Lichtführung wie Sichtverbindungen, vor allem in der Zeremonienhalle, stellen den Außenbezug her. Der Materialeinsatz ist reduziert und kostenbewusst: Birkensperrholz, eingefärbter Estrich, auf Terrazzoefekt geschliffen, roter Samt. Die Materialien strahlen bei aller Zurückhaltung Wärme und ruhige Geborgenheit aus. Die Stirnfront der Zeremonienhalle hat links hebräische Schriftzeichen mit deutscher Übersetzung „Ich bin der Ich bin da Der Lebende“ und rechts ein schlichtes Kreuz.



Haus H & L, Irdning

Planung: x architekten, Linz

Fertigstellung: 2004

Glänzender Stadel

Werden enge ökonomische Rahmenbedingungen nicht als hinderliche Beschränkung, sondern als Herausforderung für Mitteleinsatz und Raumaufteilung gedacht, können überzeugende Ergebnisse entstehen. Ein kompakter rechteckiger Holzbau ist kombiniert mit einem Satteldach.

Die Konzeption erinnert an den „Kritischen Regionalismus“ von Alexander Tzonis und Liane Lefaivre sowie von Kenneth Frampton. Das regionale Element Stadel, baulich wie visuell für Landschaft und Identität des Ennstals typisch, wurde aus seinem ursprünglichen Kontext gelöst und ins Wohnen übersetzt. Die kompakte formale Erscheinung des Stadel-Zitats wird ästhetisch weiter transformiert durch den Materialeinsatz. Das Dach als schützende Gebäudehaut bestimmt den ersten Eindruck sowie die bleibende ästhetische Wirkung: über die Nord- und Südfassade wurde die Dachhaut aus Aluminiumblech bis zum Boden gezogen. Die Schmalseiten der Ost- und Westfront haben Lärchenlattung. Die Sprache des Materials schält den kompakten Minimalismus betonend aus seiner Form heraus. Wiewohl die Aluminiumblechhaut als sichtbar alternder Wetterschutz gedacht war, erwies sie sich im Einsatz überraschend: zum einen hat die Blechhaut ihren silbernen Glanz nicht verloren, zum anderen haben Hagel und Wetter mehr Dellen hinterlassen als erwartet.

Die Kommunikation mit der Umgebung und der Landschaft erfolgt zweifach: tageszeitliche und saisonale Veränderungen spiegeln sich in der Aluminiumblechhaut, ein Spiel zwischen Öffnung und Verslossenheit prägt den Außenbezug. Die Südfassade öffnet sich zu Holzterrasse und Garten. Die straßenseitige Nordfassade ist bis auf einen schmalen Fensterschlitz verschlossen. Die Ostfassade hat einen Fensterschlitz, die Westfassade öffnet sich mit der Fenstersitzbank im Erdgeschoß und der Loggia im Obergeschoß zur Berglandschaft. Zur maximalen Raumausnutzung wurden Nebenräume in die durch eine Schrankwand betretbare Nordzone verlegt. Im Erdgeschoß ist ein großzügiger Küchen-Wohnbereich entstanden, den eine Schiebetür zur Terrasse vergrößert. Ein Verteilervorraum erschließt das Obergeschoß mit den südseitigen Kinderzimmern, die eine Stauraum liefernde Schrankwand haben.



Musikheim St. Johann im Saggautal

Planung: Leitner Pretterhofer Simbeni Architekten, Graz
Fertigstellung: 2007

Raum für den Klang

In seiner Gesamtheit ist die architektonische Konzeption und deren Umsetzung durchdrungen von der Funktion des Raums: dem Musizieren. Das ausschlaggebende Kriterium für die Formfindung und auch die präzise Materialwahl war die Raumakustik. Aber nicht nur funktionell drückt sich dieses genaue architektonische Hinsehen auf die Raumnutzung aus, sondern auch in den raumplastischen wie visuellen semantischen Übersetzbarkeit der dafür gefundenen räumlichen Entsprechungen und Materialien.

Damit die MusikerInnen einander beim Proben wirklich hören können – was vorher nie der Fall war – und ein Flatterecho vermieden wird, sind jeweils zwei Wände in den Proberäumen um vier bis sechs Grad verdreht. Das Dach ist um neun Grad geneigt. Parallele Begrenzungen wurden für die Erzeugung eines idealen Akustikraums vermieden.

Die Formgebung spielt nicht auf regionale Geprägtheiten konventionalisierter Vorstellungen von Musikheim an, sondern übersetzt das konsequente Bedenken der raumakustischen Bedingungen in eine semantische Analogie zur Funktion: der Instrumentenkoffer. Die unterschiedlichen Raumhöhen führen zur markanten Form, die an die Behausung für die Instrumente, den Instrumentenkoffer, denken lässt. Die Materialien, Holz und Metall, tun das ihrige, um diese Assoziation entstehen zu lassen.

Dieser Instrumentenkoffer steht als rhetorische Figur der Synekdoche für das Ganze des Musikmachens. Die Formgebung signalisiert zugleich das Engagement und die ästhetische Aufgeschlossenheit des Musikvereins.

Die Materialwahl folgt ebenfalls der Optimierung der Raumakustik wie auch den engen budgetären Rahmenbedingungen. Die massive Mischbauweise, Ziegel und Stahlbeton, wurde kombiniert mit einer inneren Holzschalung. Der Innenausbau erfolgte größtenteils durch Mitglieder des Musikvereins in Eigenleistung.

Städtebaulich bildet das Musikheim für die rund 70 MusikerInnen den Abschluss des Zentrums mit den öffentlichen Einrichtungen, Gemeindeamt, Kindergarten, Volksschule und Saggautalhalle. Die städtebauliche Kommunikation ist gelungen: die verglaste Foyersituation öffnet sich zum Schulplatz hin, die hochaufragende Vorderfront mit der markanten Farbgebung des Putzes und dem metallisch glänzenden Fensterband leitet den Blick zur barocken St. Johanner Pfarrkirche hoch.



„Schule des Daseins“ Stift St. Lambrecht

Planung: reitmayr architekten, Graz
Fertigstellung: 2006

Barocke Weite für die Gegenwart

In profunder Auseinandersetzung mit dem Bestand wurde mit präzisen funktional und ästhetisch überzeugenden Setzungen weitergebaut.

Die barrierefreie Erschließung für den Seminarbetrieb der vom Stift St. Lambrecht betriebenen „Schule des Daseins“ erfolgt über ein in der Errichtungszeit des Klosters nicht gebautes und später nie ergänztes Stiegenhaus zwischen West- und Südtrakt. Klare, kühle Materialwahl wie harte Kontrastierung von weißen Mauern, schwarzem Betonstiegenhaus und Glasschacht wie Glaskabine des Aufzugs wirken bestimmend. Spezielles Erlebnis bietet die Liftdurchfahrt durch eine Stuckdecke in der Alten Prälatur. Der ausgeschnittene Teil der Decke setzt sich durch Spiegelungen in den Glasscheiben wieder zusammen und wird so als optische Illusion ergänzt. Der Lift führt in den barocken, noch ungenutzten Dachboden.

Besonderes Augenmerk lag auf Lösungen zwischen denkmalpflegerischen Auflagen, ästhetischer Anmutung und handwerklicher Umsetzung. Im Südtrakt wurden für die Brandschutzportale Prototypen entwickelt, bei denen überdimensionierte Glasscheiben mit freistehenden Türrahmen zu Stahl-Glastüren verbunden wurden. Die Barockdimensionen sind erhalten, störende Unterteilungen vermieden.

Möblierung und technische Ausstattung der ehemaligen Prunkräume im zweiten Obergeschoß zu Seminarräumen respektive Meditationsraum folgt der atmosphärischen Raumgestimmtheit. Die technische Infrastruktur wurde in kubischen, multifunktionalen Möbeln untergebracht. Die Sanitäreanlage für den Seminarbereich am Ende des Gangs ist ein freistehender, weißer, vielfach geknickter Körper, der eine spielerische Haltung und Freude an der Materialität ausstrahlt und dem kühlen Weiß der Wände ein taktiles, in sich gemustertes Weiß einer mit glänzendem Lack beschichteten Tapete hinzufügt.

Die Performanz der Barockarchitektur wird durch die Eingriffe evoziert und mit spielerischer Strenge im Bewusstsein um die Ruummächtigkeit des baukulturellen Erbes weitergeführt. Die Interventionen in die barocke Anlage sind von sensibler, dialogischer Rücksichtnahme wie von erkennbar zeitgenössischem Ausdruck im Weiterbauen.



Weinidylle Dreisiebner, Sulztal an der Weinstraße

Planung: Köberl Architekten, Schärding

Fertigstellung: 2007

Unmittelbar neben dem bestehenden Wohnhaus mit Gästezimmern ist an der Stelle des ehemaligen Wirtschaftsgebäudes ein Neubau mit den Funktionen Weinverkauf, Weinverkostung, Buschenschankbetrieb, Gästezimmer, Frühstücksraum und privater Wohnung entstanden. Sieht man die beiden Baukörper des bestehenden Wohnhauses wie den Neubau im unmittelbaren Vergleich nebeneinander, so wird deutlich, was eine konsequente Relektüre des Bestands und eine Weiterführung in einer vorhandenen architektonischen Formensprache hervorbringen kann.

Regionalismus im Zitieren und Verwenden von Elementen regionaler Baukultur wird hier als Inspirationsquelle der Formgebung, Formfindung sowie des Materials eingesetzt. Die aufgefundenen Elemente werden jedoch nicht gegen den Strich gebürstet oder gegen den ursprünglichen Kontext gelesen, sondern als traditionelle ins Heute übersetzt. Das Erdgeschoß ist in gemauerter Massivbauweise ausgeführt, das Obergeschoß besteht aus Holz. Decke und Dachstuhl des Obergeschosses wurden aus Massivholzplatten hergestellt.

Das Gefühl von Authentizität soll auch durch die Materialwahl unterstrichen werden. Rohes, sägeraues Holz, Stein und unbehandelter Stahl. Die Gemachtheit dieser Authentizität, das Bewusstsein um die gewünschte typische Regionalität, zeigt sich in der durchgängigen Anordnung der Fassadenplatten: wie das Skelett eines Vorhangs, wie ein Barcode zieht das Holz in unregelmäßigen Abständen vor den Fenstern, vor dem Balkon im Obergeschoß seine Striche und fügt so eine spielerische Komponente in die Traditionalität. Die hölzerne Anmutung und die lichte, helle Freundlichkeit setzt sich in der Gestaltung im Inneren fort. Solarpaneele auf dem Dach sowie die Hackschnitzelheizung sind Ausdruck des energiebewussten Ansatzes. Eingefügt in die Landschaft und in engem Dialog mit dem unmittelbaren Nachbarhaus spielt der Neubau mit einem „Ich könnte hier schon immer gestanden haben“ und gibt zugleich kleine, ironisch gebrochene Zeichen, wie die inszenierte Variation der Fassade, die darauf hinweist, dass das „Immer schon“ ein neu hergestellter Zustand ist.



Weingut Ploder Rosenberg, St. Peter am Ottersbach

Planung: thalerthaler architekten, Wien

Fertigstellung: 2005

Architektur als Degustation

Nichtkonformität statt Konventionalität, Diskontinuität statt Fortsetzung des Gleichen zeichnet das Weingut Ploder aus. Unmittelbar neben dem gelb leuchtenden Wohnhaus und mit Blick auf das bereits bestehende Weinlager entstand das neue Degustations- und Bürogebäude. Mit seiner markanten trapezförmigen Gestalt reagiert das Gebäude auf seinen Kontext nicht durch eine Transformation eines traditionellen regionalen Formenkanons, sondern durch eine formale Setzung, die mit dem Terrain und der Umgebung interagiert. Der Verkaufsraum muss viele Funktionen aufnehmen können: Konzerte, Weindegustationen, Seminare, Kochworkshops, Ausstellungen, Film- und Videovorführungen. Die Nutzungsdichte ist dem Raum abzulesen, doch er verträgt sie gut.

Der trapezförmige Grundriss wird in der Dreidimensionalität zum Quadrat gezogen, die so entstehenden schrägen Flächen betonen plastisch wie ein Spiel zwischen konvex und konkav die Ausgangskonfiguration.

Die raue Betonoberfläche des Innenraums kontrastiert mit einem glatten, weißen Präsentationsband, das umlaufend den Raumeindruck prägt, sowie dem in warmen Tönen gehaltenen Boden. Das Präsentationsband verbirgt auch die Haustechnik und nimmt gleichzeitig die Beleuchtung auf. Die Stufen, die, da beheizbar, auch zum Sitzen genutzt werden können, führen in den eigentlichen Salonraum hinauf. Dieses Denken in Multifunktionalität, wie es Präsentationsband oder Sitzstufen, überzeugend zum Ausdruck bringen, kennzeichnet den gesamten Raum, der es schafft, die öffentlichen Nutzungen wie Verkauf, Präsentation oder Degustation mit der Büronutzung zu verbinden.

Die vordere gerade Glasfront lässt im richtigen Lichteinfall den Blick bis nach hinten zum Weingarten durchgleiten. Große, schräg gesetzte Glasflächen verbinden den Verkostungssalon mit der Weingartenterrasse. Als Landschaftsrahmung wird der Ausblick und das Augenmerk auf den sich jahreszeitlich verändernden Weingarten gelenkt. Die Raumfunktionen folgen dem Geländeverlauf, und spielen dies in den unterschiedlichen Raumhöhen durch. Im Obergeschoß wurde der abgeschottete Büroteil eingehängt, der seitlich über eine Wendeltreppe erreichbar ist. Sind die Blickbeziehungen im unteren Geschoß auf Vorplatz und Weingarten ausgerichtet, so ist die Blickachse des Büros ergänzend auf das Familienwohnhaus und die Umgebung gelenkt – der notwendige Blick auf den Vorplatz, um das Kommen und Gehen beobachten zu können, wird über einen Videoscreen geliefert. Nun kann man gespannt darauf sein, wie lange es dauern wird, bis dieser Typus Degustationsarchitektur, der hier entstanden ist, als regionaltypisch empfunden werden wird.



Rollstuhlgerechte Wohnküche, Graz

Planung: monomere architekten, Wien
Fertigstellung: 2004

Mit maßgeschneiderter Eleganz reagiert die Wohnküche funktionell und ästhetisch auf die Anforderungen des Bauherrn Sebastian Ruppe. „Ziehen, schieben, rollen, drehen: die Bewegungssprache des Rollstuhls ist in der Wohn-Küche abgebildet,“ so beschreibt der Bauherr selbst die Planungsvoraussetzungen.

Der intensive gemeinsame Entwicklungsprozess zwischen Nutzer und Architekt ist der Wohnküche in all ihren Details abzulesen. Aus dem ursprünglich intendierten Küchenmöbel wurde ein durchgängig bespielter und zu nutzender Küchenwohnraum, der die Funktionen des Möbels bereitstellt und zugleich raumbildend weiterdenkt. Der Stauraum entwickelt sich nicht in die Höhe, sondern bleibt als umlaufendes funktionelles Gestaltungsband in vom Rollstuhl aus erreichbarer Höhe. Die Funktionen wie Kochen, Abwaschen, Backrohr benutzen, Computerarbeitsplatz, Bücherregal und Gastlichkeit werden von der durchgängigen Gestaltungsidee aufgenommen. Alle rundumlaufenden Möbel sind unterfahrbar. Es gilt, möglichst nahe an die einzelnen Objekte heranzukommen, um sie greifbar zu machen. Wichtig für die Planung war insofern ein Denken in maßzuschneidernden Distanzen und Griffmöglichkeiten. Dies vor allem auch materiell und ästhetisch in den Griff bekommen zu haben, ist die Leistung der rollstuhlgerechten Wohnküche. Die Unterfahrbarkeit, die Greifhöhe und die Arbeitstiefe wurden vom Individuum ausgehend ermittelt und für die verschiedenen Bereiche der Arbeitsplatte, der Abwasch sowie des Schreibtischs abgestimmt.

Als Beispiel für die Konsequenz des Raumdenkens auf Augenhöhe, der Augenhöhe des Rollstuhlfahrers, sei das sich in das auf den Laubengang orientierte Küchenfenster hineinziehende quergestellte Küchenkästchen genannt. Der Durchblick durch das Fenster ist scheinbar unterbrochen, aber so dramaturgisch erweitert und während des Arbeitens und Hantierens präsent. Die glatten weißen Oberflächen erzeugen einen hellen, freundlichen Raumeindruck, die Farbe rot, die sich als leuchtender, frischer Akzent dazu gesellt, wurde vom Bauherrn Ruppe festgesetzt. In keiner Weise geht es um technische Feinheiten oder gar hyperkomplexen Einsatz von Technologien, sondern um die Technen raffiniert simpler Lösungen, die dem Alltag im Rollstuhl gerecht werden.

Geramb Klassiker



Schneidersalon Bernschütz, Graz

Planung 1955 – 57: Arch. Karl Hütter
Fertigstellung: 1958

„Der Auftraggeber war ein junger, dynamischer Schneidermeister, der als Flüchtling aus dem südosteuropäischen Raum in Graz sesshaft wurde.“ Mit dieser Beschreibung des Bauherrn beginnt Architekt Karl Hütter seinen Text zum Schneidersalon Bernschütz und schreibt weiter: „Er fand in der Naglergasse ein Mietobjekt mit Zugang von der Straße und Auslage in Holzkonstruktion einfachster Ausführung. Das Mietobjekt bestand aus einem straßenseitigen Raum mit Ofenheizung und einem hofseitigen Raum mit vorgeschaltetem Vorraum zum Stiegenhaus hin.“

Erster Schritt war die Umgestaltung des straßenseitigen Raumes zu einem Kundenraum mit Verkaufspult, Umkleidekabinen, einem Schrank für Stoffe und der Sitzgruppe für Kunden, zweiter Schritt war, der Umbau von Holzportal und Auslage. Beide Eingriffe verwenden aktuelle Materialien und Technologien – das damals von Funder neu auf den Markt gebrachte Plattenmaterial für die Innenraumgestaltung und die Stahl-Glaskonstruktion, die die Front zur Straße über die gesamte Breite des Kundenraumes öffnet und das Schaufenster mit dem Geschäftseingang zu einer Einheit verbindet.

Der gesamte Umbau mit Eingangsportal, Innenraumgestaltung und Möblierung bis hin zu den Lampen ist nicht nur vollständig erhalten und damit eines der seltenen Beispiele der Einrichtungs- und Baukultur der 50er Jahre, sondern wird auch zum Dokument einer besonderen gegenseitigen Wertschätzung von Auftraggeber und Architekt.

„Mit diesen Eingriffen wurde die Funktion des Schneidersalons erfüllt und benötigte in den verfloßenen (bis dato 50) Jahren keine Veränderung. Der Salon wird noch vom selben Auftraggeber geführt und erfreut diesen durch anhaltende Zufriedenheit in seiner Form und Ausführung“ schreibt Karl Hütter.